



Folgen der Steinmischen Korrespondenz beim Könige  
denlich erkennen läßt. Am 8. August erging näm-  
lich aus Romberg an alle Armeecommandos fol-  
gender telegraphischer Befehl: „Se. Majestät haben befohlen,  
daß alle an Allerhöchstdenkenlichen in rindenden militärischen  
Medlungen, Anträge, Berichte der Armeecommandos unter  
meiner Adresse zu expediren sind.“  
Hierbei blieb es nicht.

General v. Steinmetz hatte unter dem 7. August ein Tele-  
gramm an die zweite Armee gerichtet, in dem er An-  
stellungen über die Maßnahmen dieser Armee machte. Die  
zweite Armee übernahm es an den König zur Entscheidung.  
Am 8. August wurde der Konflikt zwischen Steinmetz und  
König Friedrich Karl inmitten einer Kriegslage herbeigeführt,  
die wahrlich das größte und bereitwilligste Entgegenkommen  
der Armeebefehlshaber erzeigte. Es läßt sich denken, wie  
den König diese gereizte Stimmung des Generals v. Stein-  
metz berühren mußte, um so mehr, als der König Friedrich  
Karl durchaus nachsichtig operirt hatte. Der König beauf-  
tragte Molke mit der Abfassung der Antwort an Steinmetz  
im Konsent. Sie lautet: „In Betreff des 7. d. M. an das Ober-  
kommando der zweiten Armee gerichtet haben, mache ich darauf  
aufmerksam, daß der erste Armeebefehl über die Expedition auf  
Saxonsburg gegeben war. Um dieselbe nicht zu verlieren, son-  
dern damit sie in flankirender Stellung das Heranziehen der  
zweiten Armee abwarten, wurde durch die Befehle vom 29. Juli  
und 3. August die erste Armee auf der Linie Wabern-  
Saxonsburg, dann im Thale Seebach zurückgehalten. In dem  
die zweite Armee ihre Kantonnements über das gesamte Gebiet bis  
Stollberg ausdehnte, ist dieselbe in die Marschirichtung des  
rechten Flügels der zweiten Armee hineingezogen und  
wurde deshalb durch Befehl vom 5. d. M. für ihr  
weiteres Vorgehen auf die Straßen nach Wöllingen  
und Saxonsburg wieder verwiesen. Trotzdem hat dieselbe  
über Göttingen und Hildesheim die Richtung  
auf Saxonsburg - Göttingen eingeschlagen, von wo ein weiteres  
Vorgehen durch die etwa noch bei Wölken versammelte Streit-  
kraft des Feindes flankirt sein würde.“

Ich muß daher die von Ihnen der zweiten Armee in  
Ihren Telegramm gemachten Ausstellungen als unbegründet  
rückwärts, erlaube vielmehr ausdrücklich an, daß die zweite  
Armee durchaus Meinen Intentionen entsprechend vorgeht  
worden ist, und habe dies dem General der Kavallerie Prin-  
zen Friedrich Karl ausgesprochen.“ (Weiter hat der  
Generalstab hier wie an vielen Stellen die durch-  
aus notwendigen historischen Vermerke unterlassen,  
ob und wann das Schreiben an Steinmetz abgegeben und  
dort eingegangen ist. Auch hat die Mitteilung des Tele-  
gramms von Steinmetz an die zweite Armee nicht unterlassen  
werden.) Es ist anzunehmen, daß der Kaiser und für König  
Wilhelm's Gemüth ungewöhnliche Zabel den General v. Stein-  
metz nur noch auffälliger als bisher machte. Molke hat sich  
nämlich am 10. August aus Saxonsburg, 7.30 Minuten Abends  
in folgenden auffallenden Telegramm an Steinmetz veran-  
laßt: „Es verläuft äußerlich, daß Eure Excellenz heute Ihr  
Hauptquartier von Wöllingen nach Lauterbach verlegt haben. Da  
bis zur Stunde hierüber sowie über Bewegungen der ersten Armee  
an Heutigen Lage oder über die etwa für morgen beabsichtigten  
Bewegungen in der Aufstellung der ersten Armee keinerlei  
amtliche Nachrichten eingegangen ist, so wird eine solche noch  
erwartet.“ Am 8.30 Minuten Abends theilte Molke darauf  
der ersten Armee die Märsche der zweiten für den 11. August  
mit. Diese hatte also wiederum gut gearbeitet. Man denke  
sich aber die heftige Lage, in die Generalstabschef durch  
Steinmetz gestellt wurde. Die das Notwendigste als Armee-  
befehlshaber zu thun, wurde Steinmetz am 10. August ein  
neues Streifschreiben an Molke ein, welches dieser um 10 Uhr  
am 10. August erhielt. Steinmetz sagte darüber, daß  
Truppenheile der zweiten Armee auf der seiner  
Arme angelegenen Marschstraße betroffen worden seien,  
und hat, beim weiteren Vorrücken gegen Weh, die  
Trains der ersten Armee bei Et. der Wölsd. veranlassen  
und demnach auf der Straße über Follenberg folgen lassen  
zu können. Molke antwortete unter dem 11. August 6 Uhr  
Vormittags in einem längeren Schreiben, wonach wegen der  
Lage über die Marschstraße sofort Remedur eintrete. Die  
Trains müßten den besten Straßen wie ihre Körper mar-  
schiren. Wie unbillig es ist, hieron abzuweichen, beweist  
die Verwirrung, welche geftern auf der Straße nach Forbach  
geherrschet hat, wo außer den Trains des 3. Armeekorps deren  
des 8. 7. und 1. betroffen worden sind, und wo heute noch  
das 9. Korps folgen soll.“ Am 10 Uhr Vormittags ging  
darauf an Steinmetz bereits ein neues Schreiben ab: „Se.  
Majestät der König sind während des ganzen gestrigen  
Tages bis 10 Uhr Abends ohne Kenntnis von dem  
Stand des Hauptquartiers und der Körper der ersten Armee  
geblieben; auch heute ist bis zur Stunde noch nicht bekannt,  
welche Bewegungen beabsichtigt sind. Se. Majestät verweisen  
deshalb das königliche Oberkommando auf die Befehle, noch-  
mal täglich so zu melden ist, daß Allerhöchstdenkenlichen in jedem  
Verweilen laßt. Der Schluß hält ihn in die Form einer phan-  
tastischen Vision ein; wunderbare Bilder des erschauenden Frühlings,  
der lauschlichen Wilder der duldenden Weiden erheben ihm im  
Zwange so, daß er beim Erwachen entsetzt war, seine Stelle als  
Führer anzunehmen, so bald als irgend möglich von dem Gast-  
hause zu scheiden, das so friedlich zwischen den Bergen lag, von der  
Zertrübe, die auf besagten Stellen in den Gärten hinabstürzte, und  
von Berggipfeln, welche ein hartes Gesicht gerade da in der Luft  
gestirbt hat, wo man nur unendlich glücklich hätte sein können.“  
„Wie haben Sie gelacht?“ fragte sie ihn wie einen alten Be-  
kanten an anderen Morgen.  
„Ein Gesichtlich geriet mit einem Male ins Wanken. Er nahm  
sich vor, noch einen Tag zu bleiben.  
„Aber bis morgen“, sagte er sich, „nicht länger.“  
Es verging eine Woche, die zweite, doch unter Freund dachte  
durchaus noch nicht an Aufbruch, oder richtiger, er dachte daran,  
aber konnte sich nicht dazu entschließen.  
Er besuchte den Doktor, aber mehr zur Verabreichung seines Ge-  
müths, als um demselben infolge ihrer Erzählung. Der Doktor er-  
klärte ihm derselbe, was alle Ärzte schon Maria gesagt hatten:  
„Die Krankheit ist unheilbar. Der Kranke befindet sich in einem  
Zustande völliger Nervenerregung. Er leidet nicht, weil jede Ver-  
bindung zwischen dem Nerven und dem Centrum ihrer Thätigkeit,  
dem Gehirn, unterbrochen ist.“  
„Er ist selbst schuld daran“, dachte er, und dieser Gedanke trug  
gegen seinen Willen den Charakter der Selbstverleumdung.  
Der Fieber blühte. Im Garten, auf der Wiese blühten die  
Spargelstängel und Marjannen, der Schnee schmolz auf den Bergen, und  
die ersten Abhänge lebten Herden von Ziegen, vom Morgen bis  
zum späten Nachmittag erlöste auf den Bergen das Konzert ihrer  
bellenden Stimmen.  
Maria war wieder froh und froh. Ihre blauen Haare schmückte be-  
ständig irgend ein Blüthenzweig, oft ein Ständchen Bergschneide,  
welche der Galt für sie von den Gärten her zu sammeln pflegte.  
„Wollen Sie, daß ich Ihnen irgend etwas vorlese?“ fragte er ihr  
eines Tages vor. Er war nicht völlig „er über sich. Das Gesicht

Augenblick über die Körper bewegen können, was in dem  
Nähe nötiger wird, wie die Armeen sich dem Feinde nähern.  
Beiliegend erhält das königliche Oberkommando eine Zusam-  
menstellung der durch die zweite Armee hier eingegangenen  
Nachrichten, welche in Verbindung mit der bereits gefassten  
entschiedenen Uebersicht der heutigen Bewegungen der zweiten  
Armee dem königlichen Oberkommando eine Grundlage für das  
weitere Vorgehen der ersten Armee gewähren. Es ist ferner ange-  
zeigt worden, daß sich Trains der ersten Armee auf der Straße nach  
Forbach befinden. Se. Majestät befehlen, daß dieselben ohne  
Anhalten der Weg von dieser der zweiten Armee vom ersten  
Anfang an ungewiesener Straße entfernt werden. . . .  
M e l d u n g e n v o n d e r e r s t e n A r m e e s i n n e h m e n  
e i n g e g a n g e n . Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß ein  
Theil der feindlichen Armee Lager an der französischen  
Weil bezieht.“

In welcher Stimmung Molke sich befand, darüber giebt  
ein Telegramm vom 11. August, 10 Uhr 45 Minuten Vormittags  
an General v. Stieglitz Auskunft. Sie lautet: „Danke für alle  
Nachrichten, um so mehr, als wir von der ersten Armee nichts  
erfahren. Ich bin nicht einmal im Stande, Ihnen anzugeben, wo  
hin heute das 1., 8. und 7. Korps marschiren. Gegenwärtige Schritte  
sind gethan, um solchen Zustände abzuwehren. . . .“  
Weiter läßt die „Korrespondenz“ nicht erkennen, weshalb  
General v. Steinmetz den Befehl vom 12. August 1 Uhr 30 Minuten  
Abends nicht ausführte, wonach seine Kavallerie die Märsche  
unterhalb Weh übersehen sollte, und ebenso fehlt leider das  
Schreiben des Generals v. Steinmetz vom 17. August, auf  
welches Molke am 18. August, 4 Uhr Vormittags, sich noch  
zu antworten entschloß, und das, der Antwort gemäß, neue  
Befehle über die Marschirichtung enthielt.

Wie können jedoch hiermit schlüssen. Daß der General  
v. Steinmetz sich als Armeeführer nicht eignete, dürfte aus  
dieser feineswegs vollständigen Darlegung immerhin  
ausreichend auch dem Kaiser klar geworden sein. . . .  
Der General v. Steinmetz hat thätig Molke's Willkür  
nichts verstanden, weder zur Zeit des Aufmarsches, noch  
zur Zeit der Operationen, noch endlich für die Schicksal der  
Gravelotte. Seine eigenen Ansichten wurden auch aus dem  
Grundertheil, damit jedoch der Charakter als die Un-  
gewissenheit des Generals v. Steinmetz zum Armeeführer von  
selbst ans Tageslicht treten konnten. In der der Spitze der  
ersten Armee zu verlassen, war unmöglich. Seine Abwesenheit  
müßte jedoch an eine ruhige Zeit verfallen werden, als  
die bisherige. Sie trat denn auch ein. Schwer ist es aber  
doch König Wilhelm geworden, sie für den verdienten General  
aus dem Jahre 1866 zu verdrängen. Der König empfing den  
General v. Steinmetz am 18. August auf der Höhe von Mal-  
maison so, daß alle Aufmerksamkeiten nicht mehr an der  
Achtung des Königs zuwenden, sondern General v. Steinmetz an  
einer anderen Stelle zu verwenden. Geringfügig ist, daß  
dem General v. Steinmetz die „Schuld“ an dem Frontal-  
angriff auf Point du Jour seit dem Scheitern des Vorgehens  
der ersten Kavalleriedivision zugewiesen worden ist. In  
Wirklichkeit kann General v. Steinmetz in dieser Beziehung  
kein Tadel treffen, sondern nur deshalb, daß der von Molke  
befohlene Flankenangriff unterließ. General v. Steinmetz,  
der so gar dem König persönlich gemeldet: „Majestät, es  
geht nicht!“ nämlich der Frontalangriff. Und wenn  
Steinmetz einen Frontalangriff für unannehmbar hielt, dann  
war er er nicht.

Eine der größten Eigenschaften König Wilhelm war seine  
Dankbarkeit. Nach dem Kriege vermaß der König die  
Belegungen, welche Steinmetz herbeigeführt hatte, und befehlt  
von den verdienten General von 1866 im Gedächtnis. General  
v. Steinmetz legte ihm eine eingehende Rechtfertigung schrift-  
lich vor. Der Kaiser las sie, wuschte jedoch ihre Veröffentlichung  
nicht und schrieb dies dem General. Der König schrieb: „Er  
bleibe nach wie vor der dankbare König Wilhelm.“ Dies  
genügte dem General v. Steinmetz vollkommen, die Menschen  
wagten nun sagen, was sie wollten. Auch ist die Geschichts-  
schreibung nicht im Stande, über alle einflussreichen Ver-  
hältnisse ein sicheres Urtheil zu fällen. So viel ist jedoch  
gewiß, die Persönlichkeit des Generals wußte nicht zu ver-  
kennen Molke's und Friedrich Karl's, und der General  
v. Steinmetz war kein Armeeführer. König Wilhelm hatte ihn  
hauptächlich wegen des moralischen Effekts seines  
bekanntlichen Namens mit der „Wachtgarnung“ vor den  
Märschen des Feindes zu verwenden. Er war ein Mann, der  
gibt haben, obwohl darüber von französischer Seite nichts  
verlautet. Interessant ist eine Handbemerkung Molke's zur  
Denkschrift vom April 1868, „Ueber die Aufstellung der Armeen.“  
Nachdem Molke die Befehle der Armeen sowie  
der Stellen der Generalstabschefs und der Oberquartiermeister  
bei den Armeen angegeben hat, sind folgende Bemerkungen  
erhalten: Erste Armee: Großherzog von Mecklenburg oder General  
v. Hornath, Schloßberg, Weh.  
Zweite Armee: Prinz Friedrich Karl, Stollberg, Etamp.  
Dritte Armee: v. Steinmetz, Weh, Stiehl.  
Vierte Armee: Kronprinz, Blumenthal, Stollberg.

## Genesis der Buddha-Religion.

Die Buddha-Religion ist durch das biblische Geschichtswerk unserer  
Kaiser an den russischen Jaren altwelt geworden. Daher  
bedürfte das Werden und der ursprüngliche Sinn derselben ganz  
manchem Leser willkommen sein.

B u d d h a , d . h . d e r „Erwachte“ oder der „Erleuchtete“  
auch Siddharta, d. h. der „Erfolgreiche“ und Sathya, d. h. der  
„Wahrheitliebende“ genannt, wurde um 600 v. Chr. in  
Kapilavastu, der Hauptstadt eines kleinen, gleichnamigen,  
Königreiches zwischen Kassaia und den Bergen von Nepal,  
geboren. Sein Vater, Suddhodana, aus der Familie der  
Sathya war König des Landes und Ballal des mächtigen  
Herrschers von Magadha. Auch seine Mutter Maya Devi  
war königlicher Abstammung und ausgezeichnet durch Schön-  
heit, Talente und Frömmigkeit; doch starb sie schon sieben  
Tage nach seiner Entbindung.

Als Königsohn in den Waffenübungen, Künsten und  
Wissenschaften ergründet, vermählte sich der junge Siddharta  
kaum 16 Jahre alt, mit der reizenden Goga, die, ebenfalls  
dem Geschlechte der Sathya angehörig, bald einen Sohn,  
Rahula mit Namen, zur Welt brachte. Doch hatte Siddharta  
diese Ehe „aus Furcht vor den Uebeln der Ehegatten“ nur  
auf dringliches Zureden seiner Familie und namentlich seines  
Vaters geschlossen.

Doch ergriffen von melancholischen und missliebigen Be-  
trachtungen über die Sinnlichkeit aller Dinge, dachte er mehr  
und mehr daran, „die lebenden Wesen in Ruhe, Wohlsein  
und Freiheit von Uebeln zu versetzen und in das Land der  
Friede vor den Uebeln der Ehegatten zu versetzen, wo sie sich  
vom Uebel der Ehegatten zu befreien, wo sie sich, nach  
der Kreatur keine Ursache habe, auf ihrer Jugend stolz zu  
sein.“ Ein anderes Mal sah er einen furchtbar kranken, ver-  
lassenen, hoffnungslosen Mann und sagte sich: „Die Gesund-  
heit also ist wie das Spiel eines Kindes, und die  
Furcht vor dem Uebel der Ehegatten unrettungsfähig. Wo ist  
der weise Mann, der, nachdem er gesehen, was sie ist, noch  
an Freude und Vergnügen denken kann.“ Ein drittes Mal  
sah er einen Leidenden und rief: „Wehe der Jugend, welche  
das Alter zerstreuen muß! Wehe der Gesundheit, welche so  
viele Krankheiten vernichtet! Wehe dem Leben, in welchem  
die Uebeln der Ehegatten zu erlösen, nicht das Alter, das  
die Krankheit, der Tod für immer geknirscht werden!“ Endlich  
begegnete er einem Bettler, der den Brahmanen-Mantel und die  
Armenkleider trug. Dies war ihm ein Bild des Himmels;  
denn jetzt war das Mittel gefunden, sich selbst sowohl als alle  
anderen von Schmerz zu erlösen. Nicht mehr Siddharta,  
gegen der Willen der Eltern, Nacht, heimlich, seine  
Wohrstätte unter folgenden Umständen verließ: „Bevor  
ich nicht das Aussehen von Geburt und Tod erreicht  
habe, werde ich nicht nach Kapilavastu zurückkehren.  
Ich werde dahin nicht eher zurückkehren, als bis ich  
die erborene Wohnung, die weder Alter noch Tod ist, und  
das keine Wesen erreicht habe. Wenn ich wieder-  
kehre, wird die Stadt Kapilavastu nicht mehr von Schlaf befangen,  
sondern wach sein.“

Am der Grenze der väterlichen Herrschaft schritt er sich  
die Nacht, veranlaßt sein reich mit Gold geschmücktes Ge-  
wand mit dem Königreich zu verlassen und nannte  
sich Sathya, das heißt „Erfolgreicher vom Stamm der  
Sathya“, und Sramana Gautama, das heißt „Bäuer vom Ge-  
schlechte Gautama“. So lebte er von Almosen, durchzog  
die Wälder und Berge und ließ sich von mehreren  
berühmten Gelehrten in der „Weisheit der Brahmanen“  
unterrichten. Er suchte die Weisheit durch den Fasten  
und Askese seine Sinne vollständig zu beugen. Endlich,  
als sein Leib nur mehr aus Haut und Knochen be-  
stand, merzte er, daß die übertriebene Fasten seine  
Denkskraft schwächte, nahm wieder reichlicher Nahrung  
zu sich und suchte, in seinen Gesetze aber das Ziel  
der Weisheit nachzuweisen. Er pflegte dabei unter  
einem großen Feigenbaum, der später unter dem Namen  
Bodhi-Baum, das heißt Baum der Erkenntnis, religiöse Ver-  
ehrung genoß, zu sitzen und, in tiefer Bequemlichkeit ver-  
sunnt, ganze Tage hindurch ein und dieselbe Stellung beizubehalten.  
Einer erregte sich in Irrsinn, welcher Er dort eben-  
berühmt wurde wie seine Gegenwart Kapilavastu und seine  
Lobeshäfte Suddhodana: jener Er selbst aber ist Bodhi-Baum.  
„Sich der Intelligenz“, genannt worden. Nach im Jahre 632  
nach Christi existierte der Baum daselbst steht eine Statue  
des Buddha und einer Menge von Denkmälern und Kriechen,  
Einwas und Wägen, verschiedener Größe und Form.  
Unter dem Baum der Erkenntnis, also heißt Suddhodana  
das Mästel der „Erleuchtung vom Uebel“. Dabei spricht sich

## Römische Kunst.

Hans Barch (Rom).  
[H. v. Bruchmann - Roma - Roma.]

In ihrem niedlichen „Studio“ der Via Gregoriana Nr. 5  
hat H e r m i n e v o n S e u s t e n - S e l m a n n ihre diesjährige  
Ausstellung veranstaltet; und zwar ist es vor allem ihr schon  
früher erwähnliches „Vaxel-Bild“, das die Aufmerksamkeit  
festhält. Anmitten eines weiten Hofraumes kniet eine ge-  
staltvolle Gestalt auf einem Sarkophag, den Kopf mit den langen  
rothen Strahlen in die Hände gestützt, hinter ihr sich hin-  
streckend — im Hintergrunde das tiefschwarze Meer. Den un-  
heimlichen Gestalten, mit dem offenkundig nicht gut zu machen  
ist, stellt uns Frau Hermine als „Arauc“ vor, als Tochter  
der in einer Hesperiden-Verstellung des Herkules darüber hält,  
wer er nunmehr in die Gestalt der Seligen besetzt würde.  
„Symbol“ ist übrigens bei Frau v. Preußens Krampf, wie sie  
wenn ein höchst geheimnisvolles „Weib“ vorführt, das in  
Ihre und Ausföhrung fast an Emanuel Venner's  
„Götter-Götter“ erinnert.

Nach hier steht eine junge Dame im Charakter in einer  
dunklen Grotte. Während der Bemerkung stellt sich la  
Doveley die langen Haare ordnet, breitet die geistige  
Lichter Frau v. Preußens beherrschend, nein doch, begehrend  
die weissen Arme und nach dem Gesichte. . . . Das reizende  
Gimmelsbildchen „Vaxel-Bild“, das die Aufmerksamkeit  
festhält, ist übrigens bei Frau v. Preußens Krampf, wie sie  
wenn ein höchst geheimnisvolles „Weib“ vorführt, das in  
Ihre und Ausföhrung fast an Emanuel Venner's  
„Götter-Götter“ erinnert.

Nicht minder symbolisch ist die in unterm Blatte bereits  
ih, stellt uns Frau Hermine als „Arauc“ vor, als Tochter  
der in einer Hesperiden-Verstellung des Herkules darüber hält,  
wer er nunmehr in die Gestalt der Seligen besetzt würde.  
Jahreszeit herbeiführt. Frau Grete, die bereits von zahllosen  
zufälligen Bildnissen umgeben ist, dreht uns letzter

stokte. . . Er und Maria waren an diesem Abend wie gewöhnlich  
gekehrt.  
Maria sagte „Ja“, und er begann aus dem ersten ihm in  
die Hände kommenden Buch etwas zu lesen.  
Sie löste dann ihn und dachte sogar kaum daran, daß er über-  
haupt las.  
„Nein, ich kann nicht. . . ich weiß nicht, was heute mit mir ist“,  
unterbrach er plötzlich sein Lesen.  
„Es ist so schmerzhaft hier; wo wollen auf die Terrasse gehen.“  
Er zog sie beiseite mit seinem starken Arm aus dem Zimmer, wo  
sie bis dahin saßen, und in einem Sopha Platz nahm.  
„Auf der Terrasse war es entschieden: Es war eine wunderbare  
Mondnacht, die Luft war süß und kühl; zum Glücke des  
Abends schickte sich das Zimmer der Sterne, die  
welchig schimmernden Bilder der Berggipfel, und die halb leuchtenden,  
halb beschwebenden Erscheinungen der Göttergötter. . . .“  
„Maria. . .“  
„Sie horcht. . . Sie steht wie unter der Macht der Hypnose, sie  
geht nach der Stelle, von welcher der Laut kam.“  
„Tiefere Luft immer näher und immer verständlicher für sie.“  
„Maria, ich liebe Sie.“  
„Sie kann sich der starken Ummarmung nicht entziehen und erwidert  
den leidenschaftlichen Kuß mit einem ebenso festem.“  
„Aber da plötzlich erhub sich ein anderes Stimmchen durch die nächst-  
liche Thür.“  
„Maria!“  
„Das konnte nicht sein! Sie mußte sich geirrt haben. . . .“  
„Maria, noch bin ich nicht tot“, hört sie ganz nahe an ihrem  
Ohre, und ein anderer Arm erstreckt sie aus der verbotenen Um-  
armung.  
„Was, mit vor Jörn entsetzten Mästel Hand Peter neben ihr.  
„Was, ich, die Hand der Sterne nicht zu bewegen habe, hätte die  
Macht der Natur die Seelenumwandlung, die Gestalt habe.“



gestreckten Daumen der rechten Hand, Finger geschlossen, den Rücken der Hand nach rechts gewandt. Die Hand wird einige Zoll von der Mitte der Brust entfernt gehalten und allmählich in der Richtung des Armes hin bewegt. Einige Indianer berühren auch die Nase mit dem Mittelfinger der rechten Hand. Um dem Worte eine empfindliche Wirkung zu verleihen, wird die Brust mit der rechten Faust geschlagen. „Hand“ hat folgende Erklärung: Man nimmt die rechte Hand, fängt nach unten gefasst, und bewegt über seinen eigenen Körper, Finger ausgebreitet, und bewegt die Hand von unten nach oben, je nach der Größe des Kindes. Allen aus diesen zwei Beispielen ist leicht ein großer Scharfsinn erkennbar, der bei dem Gebrauche und auch wohl bei dem Verstehen unerlässlich ist. Natürlich sind die Zeichen bei allen Indianern nicht dieselben. Die größten Stämme haben mehr oder weniger ihre eigene Sprache, doch kann man allen Zeichenprache eine gewisse Ähnlichkeit nicht absprechen, und falls die indianische Denkweise gebraucht wird, so ist eine jegliche Sprache zu verstehen.

Im Canoe de Ghelly in Neu-Mexico findet man einen gewissen Pfad, der die Richtung des Weges halber angelegt ist, und welcher aber die Wege führt. Die Zeichnung dieser Seite Canons ist weit, und der Pfad ist sehr erkennbar. Mit der Zeit jedoch erweist sich dieser Pfad als so feil und schmal, daß ein weiteres Vordringen des Reiters, und fast alle Leute in diesem Theile des Landes sind Reiter, ein Ding der Unmöglichkeit wird. Ein Indianer hat deshalb an der Öffnung des Canons, auf dessen Felsen, ein Bild und Zeichen hinterlassen, welches dazu dienen soll, solche, die nach ihm den beschwerlichen Pfad bestiegen, zu warnen. Das Bild, kein Merkmal der Kohlenzeichnung, stellt eine Ziege, einen Mann zu Pferde, letzteres im Begriff, sich zu setzen, einen Mann zu Fuß und einen Bären dar. Die Ziege soll dem Wanderer andeuten, daß eine solche den Pfad betreten kann, der sich überlagende Reiter ist ein Zeichen, daß sollte dieser den Felsen nicht nehmen, das oben beschriebene Resultat die Folge sein würde. Ein Mann zu Fuß kann immerhin es wagen, nur soll er sich vor Bären hüten, die hier anzutreffen sind.

Dies ist nicht der einzige Beweis der Gümmlichkeit und zugleich der Menschlichkeit der Indianer. In vielen Theilen des Landes, in welchen der Wasserbedarf für die Heiden eine äußerst wichtige Sache bildet, findet man, und dies bemerke ich hauptsächlich im Lande der Schoehonen, Zeichen angebracht, die nahe einer Quelle andeuten. In diesem Lande ist das Wasser oft so selten und in so geringen Quantitäten vorhanden, daß man fast immer von der Straße abbiegen muß, um das Wasser zu finden. Es kommt häufig vor, daß Wanderer durch diesen, lediglich weil sie die Zeichenprache nicht verstehen, und noch häufiger, daß sie nicht mehr als hundert Meter am Wasser vorbeigehen, ohne es zu wissen. Um dies zu verhindern und das Finden desselben zu erleichtern, häufen die Schoehonen an der Stelle, wo der Wasserweg von der Hauptstraße abgeht, Steine an, mit einem flachen, spitzen Kiesel als Wegweiser, und von Zeit zu Zeit kleinere Steine, um es zu ermöglichen, den Weg durch Kaskaden und dergleichen zu verfolgen.

Ein beliebtes Mittel, um Feinden und Vorübergehenden entgegen zu gehen, ist in der Umgebung sich eine mittellose Indianerfamilie befindet, ist das Weibchen von Baumrinde. So habe ich bei abgehängten Baumrinde eine Rollenzeichnung gesehen, einen Mann, Frau und Kinder darstellend, welche einen Schritt über die Baumrinde gehend, welche einen Schritt auch ein Zeichen der Noth einer nahebei wohnenden Familie. So gibt es viele Hunderte, ja Tausende der Zeichen. Das bemerkenswerthe von allen diesen Fundgeboten jedoch ist die Art und Weise, in welcher ein Gläubiger seinem Schuldner eine Mahnung zugehen läßt. In diesen Ländern hat der Indianer einen sehr bestialen Laft, der nicht nur über bewundernswürdig ist, sondern auch verdient, von den Anhängern Europas übernatürlichem Wohlstand nachgeahmt zu werden, wenn hierdurch nicht die finanzielle Basis unseres Landes so sehr erschüttert würde, und vor allem Schneider sich gewonnen sehen würden, ihr Maximalgewicht von neunundzwanzig Pfund herunterzusetzen.

Wenn es einem Indianer-Gläubiger dünkt, daß eine Schuld schon zu lange ausgefallen hat, so plagt er den armen Schuldner nicht mit Ingelegenheiten, er nimmt ihn nicht die einzige Hofe, den Säumnigen somit zu seiner Verzweiflung zu einer längeren oder kürzeren „Unpässlichkeit“ verurtheilend, sondern er schließt sich des Nachts mit einem Vorhänge Schürzen, den Schlaf seines Schuldners nicht störend vor dessen Thüre und hinterläßt hier ein Bündel seiner Stöße. Diese Stöße sind an einem Ende mit buntem Wingen bemalt, und die Anzahl der geschickten Artikel

„Was Mohamed wohl vorhat!“ fragten sich die Nachbarn, schickten die Köpfe und gingen schließlich auf den Hof, ohne eine Lösung gefunden zu haben. Dort trat Jener im Laufe des Tages auch ein, und zwar mit einem prachtvollen fetten Bäckchen, dem eben erst die Halsbänder durchgeschritten zu sein schien, und unter dessen Kopf er mühlos dahinschleuderte. Bald umdrängten ihn lustige Marktbesucher, belächelten das Thier, wogen es in der Hand und boten schließlich eine Summe. Aber lange konnte es, bis Mohamed einstieg, und erst, als der Kauf zum Mittagessen verknüpft war und eine Preissteigerung ausgeschlossen schien, verfuhr er — seine Hochachtung; denn das war alles, was der geprellte Käufer beim Aufschreiben fand: Hühner, Eingeweide und Knochen hatte Mohamed sorgfältig herausgenommen und für sich verwandt, dafür die Beere mit Steinen und Gras ausgefüllt und seinem Bäckchen den Saft sein hässlich wieder zugeführt.

„Woh! bekommt!“ sagte er zum Käufer, als er das Geld einnahm, „und möge Dir Allah noch viele so fetter Bäckchen in Deinen Beben beschicken!“

Erfolg macht süß, besonders wenn man keinen Etatkonsumt, keine Polizeigeld zu fürchten hat, — die waren damals nämlich noch nicht erfinden, so wenig wie Gelparagrapphen gegen die Verschwendung von Tabaksmitteln. Abd Mohamed beschloß, das Gehen zu schmecken, so lange es heiß war, und sich an seinen Nachbarn zu nähern; denn diese hatten ihm aus Mitleid über das, was sie ihm nicht nannten, nach seiner Rückkehr manch groben Scherz gemacht. Besonders Einer, Hadji Ali, der Räuber. An ihn wandte sich Mohamed nun eines Tages, etwa eine Woche nach dem Feste, und bot ihm den Kauf eines höchstens Schaffels zu ungewöhnlich niedrigeren Preise an. Der halbrichtige Ali ging sofort darauf ein; er mochte wohl denken, daß der Markt kein Fett irgend noch geföhnen und nun fürchte, einbricht zu werden. Aber zum Gelingen war Mohamed viel zu ehrlich und viel zu weise. Er ging über die Berge zu den Beni-Sid, kante einige Tugend Sammelstellen und schloß das Fett ein. Dann gab er ihnen keinen Rest offen in das mit gebrauchte Fische, ließ es schmelzen und schickte an diese etwa handhohe Masse eckten, unverschämten Wächtern, in der Zeit, daß er oder wiederum einen eben nur handbreiten Raum freiließ, den er natürlich auch mit Fett anfüllte. So ausgerüstet, und nachdem er das übige Schmalz in seine „Gebra“ — Vorderhaut — zum einenen

stimmt mit der Anzahl der Stöße überein. Verhielt dies eine Mal nicht zu einer prompten Bezahlung, so verhielt der Gläubiger es nach längerem Zögern zum zweiten, dritten oder sogar vierten Male. Sollten diese diversen Mahnungen ganz und gar ignoriert werden, so wird des Schuldners Zahlungsunfähigkeit anerkannt, denn sonst hätte er bezahlt. Ein Kind unwirdigster Komit und Kultur, die jedoch viele Lehren in sich schließt; sei es auch nur, zu beweisen, daß, wenn auch der heutige Indianer, durch Civilisation und Natur belehrt, welche Folgen ihm eher schädlich waren als wohlthunend und fördernd — immerhin dem Weihen in so mancher Hinsicht nahe liegt. Die indianische Zeichenprache aber liefert den Beweis eines regen Geistes, eines idarpsinnigen Denkens, das, kultivirt, im Laufe der Jahrhunderte wohl im Stande wäre, der Menschheit zum Nutzen zu gereichen.

### Russische Ausstellungen.

(Städte sind verlesen.)  
Alexander Konstantinowitsch (Petersburg).  
Die erste allrussische Ausstellung fand in Petersburg im Jahre 1829 statt, und obgleich gleich bestimmt war, daß abwechselnd in den Städten Petersburg, Moskau, Warschau oder vier Jahre lang solche Ausstellungen stattfinden sollte, so ließen sich doch diese Pläne nur wenig einhalten. Demnach haben seit der Ausstellung von 1829 bis zum Jahre 1870, also in 41 Jahren, noch dreizehn Ausstellungen stattgefunden, und zwar fünf in Petersburg, ebenso viele in Moskau, drei in Warschau. Für das Jahr 1874 war ursprünglich wieder eine Ausstellung geplant, aber es kam die Wiener Weltausstellung dazwischen (1874), dann die Weltausstellung in Philadelphia (1876) zur Feier des hundertjährigen Bestehens der nordamerikanischen Republik und endlich die französische Weltausstellung von 1878. So setzte denn Russland die erste allrussische Ausstellung erst 1870 auf das Jahr 1881 fest. Die letzte sollte in Moskau stattfinden, aber die Ermordung Alexanders II. am 1. März 1881 gab Veranlassung, diese Ausstellung auf das Jahr 1882 zu verschieben.

Waren die bisherigen 14 Ausstellungen eigentlich nur Ausstellungen der Manufakturindustrie gewesen, so trat die Moskauer Ausstellung von 1882 zum ersten Male aus diesem engen Rahmen heraus, um die Resultate der großen Reformen des vierzehnjährigen unter Alexander II. zu zeigen, welche auf alle Seiten des russischen Lebens einen tiefgehenden Einfluß geübt hatten. So wurde die Ausstellung auch die Benennung „Industrie- und Kunstausstellung“ gegeben. Das Programm der 1882er Ausstellung waren auch Ackerbau, Viehzucht und Forstwirtschaft eingeschlossen und die verschiedenen Zweige der Volkswirtschaft und der staatlichen Thätigkeit; so waren dort das Kriegs- und Marineministerium vertreten, die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften, die sanitätsinstituten, die verschiedenen Justizbehörden, das Land, der Kaufhaus und Lärchen stellen in besonderen Gebäuden aus, um ein zusammenhängendes Bild ihrer Produktionskraft zu geben. Nachdem nun die Moskauer Ausstellung die Gesamtsumme der Entwicklung der russischen Produktionskräfte für einen 12jährigen Zeitraum (1870 bis 1882) gegeben hatte, trat in Russland selbst auf dem Gebiet des Ausstellungswesens völlige Ruhe ein, unvorhergesehen, als Ausland inwischen an einer Reihe internationaler Ausstellungen lebendiger Theil nahm. So 1885 in Antwerpen, 1888 in Kopenhagen, 1889 in Paris (wenn auch nicht offiziell), 1893 in Chicago und 1894 wieder in Antwerpen.

Eine Reihe glänzender Vorbereitungen, unter deren Einfluß die Industrie eine starke Steigerung erfuhr, das Aussehen der auswärtigen Handelsplätzen A., ließen es aber an der Zeit erscheinen, daß wieder einmal die Gesamtsumme einer dreizehnjährigen friedlichen Entwicklung des ökonomischen Lebens Russlands gezogen wurde, und so verlangte denn der Finanzminister im Juni 1893 die kaiserliche Genehmigung zur Vorbereitung einer allrussischen Industrie- und Kunstausstellung in Nishni-Nowgorod im Jahre 1896. Die bevorstehende Ausstellung, zu deren würdiger Vorbereitung Russland fast drei Jahre verwenden konnte, verpricht interessanter und reicher zu werden als alle bisherigen Ausstellungen. Die Wahl von Nishni-Nowgorod wird der bevorstehenden Ausstellung ein ganz eigenartiges Gepräge anhängen; eine noch nie geübene Beteiligung des asiatischen Russlands, die sich bei der Wahl von Petersburg oder Moskau niemals hätte erzielen lassen. Nishni-Nowgorod dagegen, das sich im Centrum des großen Wolgabassins befindet, hat seit den ältesten Zeiten dem Waarenverkehr zwischen dem centralen Russland und den äußersten Grenzgebieten des Reiches in Asien gebietet. Die Bewohner der nördlichen Landen Sibiriens, der südlichen Berge und Steppen Mittelasiens, des Kaukasus, der

Gebirge gelben, steuerte er heimwärts, wo der Krämer ihm mit offenen Armen empfing und ihn den bedungenen Preis mit freunden nachhaken. Erwidern sei es schon nach wenigen Tagen zwischen beiden zu jeder ansgewandten Genuß gekommen sein, bei welchen ein in den Händen des Krämers befindlicher Käsejäger eine für Mohamed so entscheidende Rolle gespielt zu haben scheint, daß dieser beschloß, seinen unbankrotten Landbesitzer im Hebel Nefesa den Rücken zu kehren und sein Glück anderswo zu versuchen. Wohin er sich zunächst gewandt und womit er sich beschäftigte, läßt sich nicht genau feststellen. Sicher ist immerhin, daß er einige Zeit darauf von fünf Regern vor den Sabi in Tripolis wegen Ver-spiegelung solcher Thatlagen gebracht wurde. Und das kam so.

Eines schönen Tages gegen Abend, als Mohamed durch die Thüren pilgerte, um sich ein Nachtkamer zu suchen, da begegnete ihm fünf Schwärze, die direkt vom Endan kamen, um ihr Glück in Tripolis zu machen. Wie bekannt, sind die Regern dumm, was Mohamed nicht war. Kurzerhand ging der Mond eben — was Mohamed eine Idee ergab.

„Geht ihr nicht, Kinder des Glücks!“ rief er sie an, „und Preis sei Allah, der Euch bergesührt hat!“  
Die Schwärze saßen einander an, dann zeigten sie zwei Reihen tabaklosen Gebrauchs, und dann begannen sie zu lachen, wie fünf Regern lachen können — an Erenbe, der schlauer ist.

„Was hat unser Vater Glück für uns?“ fragte Mohamed.  
Mohamed setzte eine geheimnißvolle Miene auf und vertrat den aufsehenden Reuten im Hülstlerone an, daß er hier im Auftrage des Vachos sei, um — den Mond herunterzuschmeißen, der bekanntlich aus Gold und Silber besteht. Der Vachos habe ihm auch zu Mohamed gezeigt auf die verrostete alte Donnerkeule, die er trag und ihm ein Viertel des Gewinnes zugelegt. Er habe sich nicht an-gemacht, vorher aber den Marobut am Thore um Aufschlüsselung gegeben. Der Heilige habe ihm genantwortet:

„Du wirst kein Glück haben, wenn Du nicht, bevor Du nach dem Monde zu schiffen beginnst, in den Dingen Gelegenheiten findest, fremden Menschen einen ungewöhnlichen Dienst zu erweisen.“

„Mein Herz war nun in feinerer Stimmung.“ Inbr Mohammed lächelte fort, „da ich auf dem großen Wege von der Stadt bis hieher-

angrenzenden Gebiete von Buchara, Persien und China sind gewohnt, hier zusammenzutreffen.“

In den frühesten Bequemlichkeiten der Wasserkommunikation Nishni-Nowgorod — es liegt an dem Zusammenfluß der Flüsse Wolga und Oka — kommt jetzt noch die Schiene Verbindung mit dem großen russischen Eisenbahnhine hinzu und der erleichterte Verkehr mit dem wasserreichen Wolga den Ob, indem der Weidstrich der sibirischen Eisenbahn bereits vollständig ist. Moskau, das im Allgemeinen recht reichlich Wasser respektirt wird, hat sich mit der Ausfertigung in Nishni-Nowgorod sehr leicht ausgeliefert, da es durch die Nishni-Nowgoroder Werke daran gewöhnt ist, befähigt dort auszufüllen. Dazu kommt noch, daß ein Theil der jetzt errichteten Ausstellungsgebäude der Nishni-Nowgoroder Jahresmarktschausmanufaktur zu günstigen Bedingungen übergeben werden soll, so daß für die künftigen Klassen in Nishni allen bisher erhaltenen Anlagen über den Mangel an festen, feuerfesteren Gebäuden abgeholfen scheint.

Alle Aussteller erhalten Plätze mit Kronsmünzblech mit Kronsdemonstration der einzelnen Abtheilungen gratis; jedoch ist den Exponenten, welche besondere Ansprüche machen, gestattet, auf ihre Kosten eigene Vitruen herzustellen und Ausstellungsplätze selbst zu besetzen. Die aufgestellten Gegenstände müssen in Russland angefertigt sein; eine Ausnahme ist nur für Werke der Kunst zulässig, die auch im Auslande gefertigt sein können, jedoch nur von russischen Künstlern. Zwei besondere Abtheilungen in besonderen Gebäuden werden für Sibirien, Turkestan und die mittelasiatischen Besitzungen Russlands vorbehalten, da namentlich eine genauere Bekanntschaft mit Sibirien, das in Sachse und Industrie noch eine große Zukunft vor sich hat, besonders wünschenswert erscheint. Zu diesen zwei Abtheilungen wird besondere Aufmerksamkeit auf darauf gerichtet werden, daß ein möglichst vollständiges Gemälde des Handels mit Persien, den mittelasiatischen Gebirgen und China geboten wird, nicht nur in Bezug auf den russischen Handel, sondern auch den der mit Russland konkurrierenden ausländischen Staaten. Die Ausstellung wird in 19 Abtheilungen mit 5 Unterabtheilungen gesellen, in denen die Exponate insgesamt um 216 Gruppen zusammengefaßt sind. Die 19 Abtheilungen sind: 1. Landwirtschaft, 2. Gekultivierten und Viehzucht, 3. Hauswirthschaft, 4. Garten, Obst- und Gemüsebau, 5. Jagd- und Fischerei, 6. Forstwirtschaft und Forsttechnologie, 7. Holzwesen und Metallurgie, 8. Fabrikate aus Eisen, 9. Fabrikate der Fabrikindustrie und der Handwerksbetriebe, 10. Kunstgewerbliche Abtheilung, 11. Hausindustrie, 12. Malereien, 13. Sibirien und der Handel Russlands mit China und Japan, 14. Mittelalten und der Handel Russlands mit Persien, 15. Kriegswesen, 16. Marineabtheilung, 17. Bauwesen und Ingenieurwesen, 18. Kunstabtheilung, 19. Volkswirtschaft und den Unterabtheilungen: Volkswirtschaft, Bewahrung der Volksgesundheit, Russische Gesellschaft des Wohlens, Russische Gesellschaft zur Rettung auf den Wassern, und Meteorologie.

### Etcetera.

**W. I. Gussakow Flaubert.** Der in den letzteren Heften mehr, erkrankte eines Tages heftig, und erhielt ihm die Bezeichnung Gussakow den Polartisch, konnte sich der Besorger der „Möbde“ nicht enthalten, sich von demselben behandeln zu lassen. Flaubert, freute sich, den ersten Fall wieder bei Gussakow haben zu sehen, und meinte nicht, nicht anzufragen: „Das wäre nun auch angängig gewesen.“ verließ Flaubert mit zweifelndem Blick, „zur Zeit, Majestät, ist für ihn nicht die Zeit.“

**Fräulein G.** läßt den Thierarzt bitten, sie zu besuchen. Sie liegt über heftigen Schmerz in der rechten Schulter, der sie an weichen Bewegung des Armes hindert. Der Doktor läßt den rechten Arm anheben, erklärt die Sache für unbedenklich und macht ein wenig. Dann tritt er an die rechte Schulter, überreicht sich die Hände und vertritt im Fortgehen, um nächsten Tage wieder zu kommen. Er geschickt. Nach der Begrüßung sagt die Patientin: „Aber heute, Herr Doktor, machen Sie sich die Hände gewaschen!“

**W. I. Als Leo XIII.** am Hofe zu Venedig päpstlicher Nuntius war, wollte sich der Nuntius de' Valencome einen Scherz mit ihm erlauben und zeigte ihm eine Zofe, auf der eine wunderliche Chanson meffian und wieder es mit dem Worte „die Zofe“ hieß. Leo machte eine sehr lange Gesicht und verstand von der Zofe.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. jur. Franz Grätzlitz in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Weiss in Berlin.

thun können, und ich was gerade jetzt auf dem Punkte, traug und unverschierter Sache wieder heimzuführen und den Joren des Vachos und den Spott meiner Freunde an mich zu nehmen, als ich Euch erbatte. Da frohlockte ich und dankte Allah! Und nun mecht an! Von dem Viertel, das meinen Gewinntheil ausmacht, gebt ich Euch fangen, Euren Thier zu nehmen. Ihr seid ehrlich feil, könnt Ihr gleich an dem, über dem der Mond gerade hängt? Gut, nicht sehr Sandhügel und sowie ich thier, sammelt sorgfältig alle herunterfallenden Splitter auf — Ihr müßt nämlich wissen, daß ich kaum gleich das erste Mal viele ganze Scherze herunterholen können. Es haben's schon viele versucht, aber das Resultat fömt Ihr ja selber sehen, es ist ihnen nur gelang, einige Beulen hineinzumachen. Wenn ihr alle Stücke aufgesammelt habt, rufe mich zu, damit ich einen zweiten Schuß thun kann. Und nun vorwärts, fort! Euer Kameel und eure Kamelle löst nur hier, sonst könnt ihr nicht laufen.“

Die fünf hatten bald verstanden, daß es sich darum handelte, die Spitzer des goldenen Mondes aufzulösen. Wie der Mond waren sie fort, so daß sie kaum noch hören, wie ihnen der Mars nachrückte: „Schreit aber recht lautlich umher, denn die Wucht des Falles wird viele Stücken tief in den Sand begraben.“

Was folgte, läßt sich leicht errathen. Kaum hatte Mohamed die Köpfe der Regern im Bilde des Mondes über dem Gipfel des Hügels aufgefunden, als er seine Hände abseuerte, die fünf Kamelle auf das Kamel lud und mit diesem hinter der nächsten Düne verschwand.

Als ihn die geprellten Schwärze einige Zeit darauf in der Stadt fanden, schliefen sie ihn vor den Wächter unter der Mauer, er hätte ihnen den Mond versprochen und nicht Wort gehalten. — Darum lagt man noch heute in Tripolis von Jemanden, der große, Mond versprochen.

Ob Mohamed das granate Kameel und die Kamelle der Regern begabten mußte, und welche Strafe ihm der Vachos ankündigte, davon berichte ich mir Gewissheit nicht. Eines mir beobachtet, er sicher zu wissen, nämlich, daß der weise Rara Mohamed Rara Tripolis verlassen und sich ins Land der Franken eingeschifft und dort sein Glück gemacht.

Ich glaub's, ihr.